

Bericht über den Widerstand gegen den Waffenplatz Neuchlen-Anschwilen

Sag mir, wo die Basis ist

Die Leute, das Lebensgefühl und die Politik in Neuchlen. Ein Bericht aus den Innereien des Widerstands gegen den Waffenplatz Neuchlen-Anschwilen

MICHAEL WALTHER

Wenn es einen Grund gab, sich in Neuchlen einzusetzen, der Bestand hatte, dann war es das Rottönige. Ich hatte in die GSoA-Kampagne netto drei, vier Monate reingebuttert. Danach brauchte ich zuerst einmal eine Pause. Natürlich hatte ich mitbekommen, dass ganz in der Nähe, in Gossau, opponiert wurde gegen einen Waffenplatz, aber ich wusste kaum, um was es ging. Gossau war ziemlich langweilig. Sollten die doch machen, was sie wollten, das würde nie eine grosse Stütze unserer Volkswirtschaft werden. Ich war bestimmt nicht fähig, den Namen richtig auszusprechen und sagte wahrscheinlich dem Ding Neuchland-Allschweinacht wie alle anderen.

Der Waffenplatz in Neuchlen schien mir nicht so wichtig, die Armee-Abschaffung war da doch eine viel heissere Nummer. Den ersten Fackelzug nach Neuchlen machten sie ohne mich, ich besah mir derweil mit meiner Freundin in Urnäsch die Silvesterkläuse. Nur einmal war ich an einer Sitzung im "Quellenhof", gleich beim Gossauer Bahnhof. Das war im Februar 1990 und zu einer Zeit, als es für die Opposition in Gossau prinzipiell noch möglich war, Säle zu bekommen. Einmal, an einem Samstag nachmittag, traf ich mich einmal mit Leuten, ich wusste nicht, wie die hiessen, in einer Wohnung am Stadtrand, um über Dinge wie Besetzung, Widerstands-Camp, Blockaden, Polizeipräsenz und gewaltfreien Widerstand zu reden. Ich lernte später alle die Namen kennen und merkte, dass in jener Wohnung auch noch Leute dabei gewesen waren, die der bürgerlichen Fraktion zugeteilt werden mussten, weil sie im Camp der „Gewaltfreien Opposition Neuchlen-Anschwilen“ (Gona) nicht mehr auftauchten. Alles über Neuchlen-Anschwilen lernte ich allmählich wie eine Muttersprache, unsystematisch und lückenhaft.

Unmittelbar vor Baubeginn war ich in Berlin. In Kreuzberg trank ich des nachmittags am liebsten schaumigen Milchkaffee, las Frisch, und die Frage, was in Neuchlen lief, war mir herzlich egal. Am Mittwoch, dem 4. April, kam ich um 21 Uhr nach Hause und ging ins Bett. Am 5. April wagte es jemand, mich um Viertel nach sieben zu wecken. Sie begannen zu bauen. Es ging los und seitdem: kein Tag mehr ohne Neuchlen.

Ich war nach Mittag oben. Zwei gelbe Bagger waren gerade dabei, ihre Zähne in die grüne hügelige Weite zu schlagen, die bisher nur an Gülle gewohnt war. Etwa achtzig Personen standen oder rannten herum, weinten, schrien, umarmten sich, hielten Transparente, liefen den Baggern in die Quere oder legten die Grasziegel wieder in die frischen Wunden hinein: Szenen, die sich zwei Monate lang

wiederholen sollten, bei einem sich ändernden Umfeld – ein immer höher gezogener Zaun, Gummigeschosse, Skunk-Gift und Helikoptereinsätze. Dabei fanden wir auf vieles eine Antwort. Nur fliegen konnten wir nicht.

Im direkten Widerstand engagierten sich vor allem 16- bis 25-jährige Jugendliche, viele aus der Ostschweiz, aber auch aus der übrigen Deutschschweiz, die sich nach der Freiheit sehnten, die ja in unserem Land per Verfassung allen zusteht. Der Durchschnitts-Gona sah vielleicht aus wie ein achtzehnjähriger Donovan und die Durchschnitts-Gona wie eine achtzehnjährige Janis Joplin. Angerissen hatten die Sache junge SchülerInnen, junge LehrerInnen, junge SozialistInnen oder auch einmal ein junger Bio-Bauer. Das waren die Leute, die mehr oder weniger oben im Camp lebten, erkennbar, wenn sie sich je einmal ins Unterland verirrtten, an ihrem Duft, dem Duft nach geräucherter Salami, der vom Camp-Feuer stammte. Hinzu kamen die Aushilfs-Gonas, ungefähr ein Querschnitt jenes – älteren – Publikums, das man in St.Gallen vom 1. Mai oder jeder anderen Demo kennt – die vereinigten SP-SympathisantInnen, die paar Grünen, die etwa drei Genossenschaftsbetriebsgruppen, die paar Mütter, die für ihre Kinder Luft zum Atmen forderten usw. Wer nie kam, das waren die St.Galler Autonomen, und daher weiss ich bis heute nicht, was bis heute nur die Taubenstrasse weiss: ob es sie wirklich gibt.

Man ging hin, um sich zu verlieben. Neuchlen tat etwa so gut wie Auswandern nach Spruga. Mehr als einer Person sagte ich, sie solle nach Neuchlen kommen, wenn es ihr komplett miserabel ging. Das Wichtigste war nicht der Widerstand, und es ging den wenigsten um Politik. Wenn man in die Migros ging, drehte sich niemand nach einem um. In Neuchlen war das anders, man hatte hier die Chance, nicht Levi's 501 tragen zu müssen, um jemand zu sein. Der Erfolg, den der Widerstand in Neuchlen hatte, bestand in dem, was er ausstrahlte – nämlich das pure Gegenteil eines Waffenplatzes. Es war gewiss nicht lustig, in aller Kälte und manchmal hungrig auszuharren. Aber die Gona bestand fort, und nicht einer der Oberklugen, die in diesem Land für den Gang der Politik verantwortlich sind, kapierte je – und sei es auch nur ganz hinten in seinem Hirnkasten –, warum die Gona so beharrlich sein konnte. Denn diese Leute wissen einem, sauber zu 100 Gramm abgepackt, alles zu bieten – nur nicht das eine, und das hat irgendetwas mit Menschlichkeit zu tun.

Es war eine grosse Party. Wir hatten hier rundum ein besseres Leben anzubieten, und damit überzeugten wir. Die Sonntagmorgen, an denen man im Subaru-Bus durch die Landschaft fuhr, um in Plasticcontainern frisches Wasser zu holen, waren schön. Die Wochenenden mit der Open-air-Szenerie vor dem Zaun, noch bevor die erste Schallplatte von Lenny Kravitz herauskam, und mit den Securitas-Wächtern dahinter, die dort ihre Ostschweizer Riviera hatten und ungefähr so langweilig aussahen wie ein Armeetornister, waren schön. Aber der Anlass, aus dem wir uns trafen, war tragisch, und die 2534 Ereignisse der Ohnmacht, die wir insgesamt erlebten, waren es ebenfalls.

Ich war zwar immer der Ansicht, die Zerstörung der Landschaft, um die es ging, wäre bedauerlich. Aber der Meinung, ausgerechnet das Verhindern des

Waffenplatzes Neuchlen-Anschwilen sei das fette Kraut, das die Welt spürbar friedlicher macht, war ich nicht. Die Menge an Energie, die wir in Neuchlen einsetzten, um zweieinhalb Quadratkilometer Land zu retten – und die anderswo fehlte, etwa dort, wo VW gerade dabei war, ein paar Längengrade Urwald abzubrennen –, liess sich wirklich nur mit dem Argument "Global denken, lokal handeln" rechtfertigen. Abgesehen davon sah ich jedesmal unterwegs, wenn ich nach Neuchlen ging, um Bagger zu blockieren, mindestens sieben Orte, wo man ebenfalls hätte hinhocken müssen, und rund siebenhundert Orte, wo das Hinhocken offensichtlich verpasst worden war. Ziemlich rasch, nachdem wir mit dem Widerstand gegen die Bauarbeiten begannen, handelten wir uns den Vorwurf ein, es gehe uns gar nicht um Neuchlen-Anschwilen, sondern um die Armeeabschaffung, die Systemveränderung und die Zerstörung des Staats schlechthin! Ich stieg auf diesen Zug nur allzu gerne auf. Ich wollte bei der Sache herausfinden, ob eine Opposition, wenn sie sich *sehr* anstrengt, in diesem Land wirklich etwas erreichen oder ob man gleich von Anfang an CDs hören kann. Es gab viele Leute bei der Gona, die glaubten, die Demokratie existiere real, es bestehe also etwas wie ein faires Mitspracherecht, und es war richtig, der Sache zu einem Erfolg zu verhelfen, damit dieser Glaube nicht zerstört wurde. Es ging darum, ob man 100 Millionen für einen unnötigen Waffenplatz in den Sand setzte, es ging um Macht, und ich fand, dass wir in dieser Frage auf der Seite des Volks standen.

Eine Zeitlang war Neuchlen-Anschwilen fester Bestandteil in der Abendunterhaltung dieses Volks. Jede Zeitung hatte das Gefühl, mindestens zwei Hintergrundseiten über den gewaltfreien Widerstand bringen zu müssen. Abgesehen vom politischen Nutzen war für uns diese Öffentlichkeit auch ein Schutz: solange wir ZuschauerInnen hatten, konnte nicht einfach dreingeschlagen werden. Der Gona-Widerstand war besser als die Volksinitiative geeignet, die Waffenplatzopposition bekannt zu machen, denn von einem Abstimmungstext lassen sich nur sehr langweilige, von einer Lastwagen- oder Baggerblockade aber fast immer sehr aufregende Bilder machen, auf denen erst noch Menschen drauf sind. Nur die grösste Zeitung auf dem Platz St.Gallen, das "St.Galler Tagblatt", schnitt uns, wo immer es möglich war, und bequeme sich nur dann, etwas zu bringen, wenn es für den "Tagi" und für die SRG ein Thema war, so dass bald alle Welt das Blatt für ein Kollektivmitglied der ISGA hielt (ISGA: Interessengemeinschaft für eine sinnvolle und glaubwürdige militärische Ausbildung, die Gegenspielerin der ARNA. Als Präsident der Gruppe verdiente sich der Rechtsausser-FDP-Politiker Peter Weigelt den Nationalrat ab; als Besitzer der Firma Mediapolis profitiert er bis auf den heutigen Tag von den PR-Kampagnen des Schweizer Militärs, bezahlt mit Steuergeldern, die er selber kürzen möchte.)

Das Camp war offen und verletzlich. Es war kalt und bedrohlich in der Nacht. Es drohte zu versinken, wenn es tagelang regnete. Am stärksten war der Widerstand am Samstag abend... An Wochenenden wimmelte es von Leuten, die den geschenkten Antikschrank, der im Wald stand und die Lebensmittel enthielt, leerfressen. 500 Gramm Schokolade waren im Durchschnitt in 1,875 Sekunden weg. Die, die für den Alltags-Widerstand zurückblieben, hatten am Montag morgen nie Brot. Wenn es schön war, kamen sehr viele etwas ältere Leute aus der ganzen

Region her, Leute, die mit einer festen Arbeitsstelle das Wirtschafts- und mit einer Familie das Staatsgefüge aufrecht erhielten und daher nicht bleiben konnten. Wenn sie wieder gingen, waren sie tief beeindruckt und hatten das Gefühl, etwas tun zu wollen. Das war auch ein Grund, warum die Unterschriftensammlung so rassig lief. Bei einigen Leuten reichte es schon, dass sie uns arme junge Schweine, die sich gegen das EMD wehrten, im Fernsehen hatten ums Feuer hocken sehen. Wir waren sicher keine Betrüger. Die Politiker sind es für 80 Prozent des Volks nämlich alle. Die übrigen 20 Prozent gehen wählen. Die Solidarität mit dem Widerstand in Neuchlen hielt gerade lang genug hin, um die hunderttausend Unterschriften zusammenzukriegen. Dann löschten die Bilder des Golfkriegs die Neuchlen-Bilder aus.

Der Gona-Widerstand war nicht lange eine grossartige Angelegenheit, davon konnte allenfalls in den Monaten April und Mai die Rede sein. Denn in den Medien hatten uns nicht nur Leute zur Kenntnis genommen, die uns sympathisch fanden, sondern auch solche, denen wir recht extrem unsympathisch waren. So ging am Schluss mehr Energie dafür drauf, das Camp zu halten und gegen angedrohte rechtsextreme Angriffe einerseits und sonderbare Auflagen der Gemeindebehörden andererseits zu verteidigen, als für den wirklichen Widerstand – die Aktionen während der Bauarbeiten. Nach der täglichen Auseinandersetzung mit der immer besser gerüsteten Polizei waren wir normalerweise fix und fertig. Wenn wir während der ganzen Nacht Wachen haben mussten, die an den verschiedensten Orten, per Funk verbunden, herumhingen und auf jeden Taschenlampenlichtstrahl nervös reagierten, hatten wir tagsüber noch etwa die aktivistische Kraft von Stubenfliegen, von Öffentlichkeitsarbeit und Flugblätterverteilen ganz zu schweigen. Politisch gesehen war allerdings nach diesen beiden Monaten der Hauptauftrag der Gona im wesentlichen erfüllt: Der Konflikt war einem sogenannten „nationalen Thema“ geworden, die Voraussetzung, um überhaupt eine Volksinitiative durchziehen zu können. Zudem waren durch die Gona-Aktivitäten die Bauarbeiten verzögert worden. Das, was die Militärs im ersten Jahr hinstellen konnten, hätte die Gona in zweieinhalb Tagen locker wieder weggeräumt. Der Preis, den sie dafür zahlte, waren rund 300 Strafverfahren, denn härter als auf dem Bauplatz selbst wurde im Bezirksamt Gossau gearbeitet.

Es wurde immer versucht, nach aussen zwischen der Gona und der Arna. Diese Trennung war eher peinlich, denn die Leute, die die GONA vorwärtstrieben, trieben auch die Arna vorwärts, und wer später auf dem Büro herumhing, hatte zuvor einen Schlafsack in Neuchlen gehabt. Der Widerstand gegen Neuchlen, das waren Bilder von baggerblockierenden Jugendlichen, und mit der Frage, ob das nun das Image schädige im Hinblick auf die Volksinitiative und den Abstimmungskampf oder ob nur die Gona überzeugend wirke, weil sie keine Konzessionen machte, mit dieser Frage hätten wir eigentlich nicht so viel Zeit verplempern müssen. Bei der Lancierung der Initiative, zu der die Presse nach Neuchlen eingeladen worden war, kam die Handvoll verbliebener Gonas aus dem Wald hervorgekrochen: die erbärmliche Staffage in einer Inszenierung, bei der nun Leute sprachen, die etwas von der Sache verstanden, global redeten, statt lokal handelten. Die Gonas verschwanden sogleich wieder irgendwo im Wald.

Im Sommer 1990 liessen wir uns alles, was bisher abgelaufen war, nochmals durch die Köpfe gehen und stellten aus dem Nichts eine Sommeruni auf die Beine. Wer angefragt wurde, um ein Referat zu halten, sagte zu, wenn es der Kalender irgendwie zulies, denn es gibt einen Haufen linke Workaholics, die wie Boxer für ihre Sache das letzte geben und sei es ein Stück Hirn. Die Sommeruni rollte alle Aspekte nochmals auf, die den Widerstand ausgemacht hatten: Ökologie, denn es war ein ökologischer Widerstand gewesen, Utopie, Friedenspolitik und Widerstand. Auch die Gonas kehrten zurück, sobald in Neuchlen wieder etwas lief. Doch jetzt stand Kopfarbeit auf der Tagesordnung. Nach der Uni radelten wir auf acht, neun Routen quer durch die Schweiz, bergauf und -ab durch unser schönes Land. Wir hielten in 1768 Dörfern, legten uns mit einem Initiativbogen versehen mit den Leuten an und fuhren über 52 Pässe holländischen Cars hinterher. Die Sache brachte rund ein Viertel der Unterschriften. Es war keine schlechte Taktik, nachdem wir von Neuchlen verjagt waren, nun in Sarnen, Dübendorf und Bière aufzutauchen. Immer noch lachten wir viel.

Die Leute, die den Widerstand angekickt hatten, verzogen sich nach der Sommerpause ins Büro. Die Hauptsache waren nun die Unterschriften, und die brauchten kein Camp mehr, die hatten in einem Computer Platz. Jetzt brauchten wir vor allem ein Telefon, einen Fax und einen Kopierer, Reiskochen, Holzhacken und Tanzen war nicht mehr nötig, und es versteht sich, dass das nicht mehr alle Leute, die vorher dabei gewesen waren, anzusprechen vermochte. Es war eine Materie, die gut zu Leuten – es waren vor allem Männer – passte, die hart sich selber gegenüber sein konnten, einen grossen Kopf und eine grosse Schnauze hatten und den Lebensentwurf, den sie in der Gona-Phase mitgelebt hatten, für sich selber gar nicht zwingend brauchten. Die Basis zerstreute sich. Aber es veränderten sich auch die Gonas selbst. Für viele war das Camp, noch vor seinem Ende, nicht mehr der beste Ort, um sich zu verlieben. Es gab noch andere Blumen auf der Welt, an denen einE GONA schnuppern konnte. Viele kümmerten sich wieder um ihre Ausbildung, ein paar wurden in einem besetzten Haus sesshaft, einige zügelten auf die Alp. Und die Aushilf-Gonas schauten wieder für die St.Galler Sozialpolitik, die Umweltpolitik, die glücklichen Eier oder das gute entwicklungspolitische Buch. Soviel ich weiss, hat die Verbindung von Gonas in einigen Fällen zu Nachkommen geführt, die Zukunft ist also gesichert. Es gab auch zwei, drei Leute, die ihre Mitarbeit verweigerten, weil sie fanden, die Waffenplatzopposition und die Kultur gegen Waffenplätze hätten sich in eine Versicherungsgesellschaft verwandelt, die mindestens so viel Energie für die Innenpolitik brauchte, wie sie für die Aussenpolitik zur Verfügung hatte, um die es eigentlich ging. Man reifte, man lernte mit Widersprüchen zu leben.

Von allem Anfang an schufteten wir bewusst auf eine Einreichung der Unterschriften der Initiative innert Rekordzeit hin. Uns war selber klar, dass wir spät dran waren, da ja das Parlament schon den Geldhahn fürs Bauen geöffnet hatte. Wir überraschten uns selber: Die Unterschriften kamen in einer Zeit zusammen, die wir in Wochen rechneten und nicht in Monaten, unsere netten Freunde, die bauen wollten, sagten nur noch Prost. Leute ohne Rang und Namen trieben mit ich weiss nicht wieviel Zeit von ich weiss nicht wo bündelweise Unterschriften auf. Ich fand, wir

seien besser als die ganze Privatindustrie, denn wir schafften eine Leistung, die die niemals geschafft hätte. Bei minus zehn Grad reichten wir am 14. Dezember unsere 120 000 Unterschriften nach 171 Sammeltagen ein; die Herren und Damen, denen wir sie brachten, sassen drinnen im Warmen, und noch war es ihnen vermutlich ziemlich schnuppe.

Mit Minus zehn ging es dann weiter. Golfkrieg. Das Klima wurde rauher. Das erste Sommerloch füllten Rezessionsängste, Rassismus aufgefüllt wurde. Die schöne Zeit des Mauerfalls, der GSoA-Abstimmung usw. – das war vorbei. Wir versuchten, den Karren durchzuschleppen und die Sache bei den Leuten in Erinnerung zu behalten, damit später der Abstimmungskampf besser laufen würde. An die Kundgebung „1 Jahr Baubeginn“ kamen knapp hundert Leute. Dann erhielten wir die Todesanzeige eines Gonas; er war an einer Überdosis gestorben. Oben in Neuchlen hatte er eine gute Zeit gehabt. Im Sommer 1991 war Neuchlen dermassen kein Thema, dass man sich als Sekretär auf dem Arna-Büro etwa ungebounden wie der kleine Prinz fühlte. Und dennoch: Immer mussten wir mit dem Wiederbaubeginn rechnen. Sie hielten uns dauernd auf Trab.

Im dieser Zeit dachten wir zum erstenmal über den Abstimmungskampf nach und gründeten einen Haufen Arbeitsgruppen. Die meisten hatten Angst vor dem Abstimmungskampf. Wir wussten nicht wirklich, was wir für wann wie gross zu planen hatten. Viele waren schon lange mit dabei und wussten genau: die Zeit, während der der Abstimmungskampf lief, konnte man persönlich wegstecken. Wir waren immer zu wenig Leute und sangen immer noch häufig wie damals im Gona-Camp – nun allerdings vor allem – das schöne Lied "Sag mir wo die Basis ist, wo ist sie geblieben?". Die Zeit von Einreichung bis Abstimmung war bei uns so kurz wie nie sonst – keine zwei Jahre. Aber diese zwei Jahre bedeuteten Politik in der Theorie. Nichts ist so unerträglich wie Schwimmübungen auf dem Taburett, und es hätte niemanden erstaunen müssen, wenn wir uns selber auf den Wecker gegangen wären, um uns die Zeit zu vertreiben, weil uns das konkrete Blut in den Adern so sehr fehlte.

Der Wiederbaubeginn kam im September, unmittelbar nach der zweiten Sommeruni. Das EMD ging dasmal auf eine Art vor, die ihm alle Ehre machte. Zwischen zwei und fünf in der Nacht fiel es generalstabsmässig über Neuchlen her und verwandelte es in einen Drehplatz für "Rambo XIV". Was wir auch probierten, wir hatten kein Brot. Wir standen einer Rotte Kahlgeschorener gegenüber, die uns physisch klarmachten, dass unser Spielraum klein geworden war. Auch diesmal fand in Neuchlen eine Party statt, aber nicht mehr unsere, sondern die von Schlägern, welche zusammen mit dem Zaun um den Bauplatz vier Millionen kosteten und mit Geländefahrzeugen, Motorrädern und Hunden die ganze Gegend unsicher machten. Leider gelang uns der Nachweis nicht, dass die Sorte Leute, die ein Jahr zuvor nächtens die Zelte angezündet hatte, nun ganz offiziell im Auftrag des EMD die Demokratie beschützten (die sich hinter dem Zaun befand). Man richtig an die Säcke gehen und ohne ein Wimpernzucken abräumen müssen. Im Namen der Gewaltfreiheit aber war jeder Gang nach Neuchlen zuviel der Mühe. Wer noch hinging, musste schon ganz hart sein, denn nun fehlte dem Ort jede Ausstrahlung der Wärme, man merkte jetzt

deutlich, die Wärme in Neuchlen war die Wärme der Leute vom Widerstand gewesen. Sie fehlten. Am Anfang rannten wir noch zwischen Büro und Waffenplatz hin und her, aber mit der Zeit musste wir einsehen, dass wir nicht gleichzeitig einen Abstimmungskampf antreiben konnten und Aktionen ausdenken und durchziehen, Medien betreuen, den Eingeknasteten nachwetzen, vor den Knästen singen und was es sonst noch alles gibt. Also beschränkten wir uns darauf, Offerten für Seifen und Bleistifte einzuholen, die wir vielleicht während des Abstimmungskampfs verkaufen würden, denn bei dieser Arbeit kamen wir wenigstens voran, wenn auch kaum jemand sie politisch nennen konnte oder besonders spannend gefunden hätte.

Ein halbes Jahr lang drückten wir uns an den abendlichen Sitzungen den Hintern platt. Was dabei herauskam, hätte zwar ein einziger Typ in einem einigermaßen hellen Augenblick in ungefähr zwei Stunden in ein Diktiergerät reden können. Dafür fingen wir an, in einer Sprache zu labern, die ausser uns niemand mehr verstand, sprachen von "politischer Supervision", "Argulinie" und was weiss ich. Als die Zeit kam, in der es so langsam mit der Abstimmungskampagne losgehen sollte, sahen wir, dass in unseren Schubladen wenig Konkretes war. Damals kam ich manchmal aus der Sitzung gewackelt, um im Spunten noch etwas zu trinken, und wenn dann irgendeine Musik lief, die mich packte, dann konnte ich nur schwer den Gedanken verscheuchen, dass Musik eine hunderdfünfzigtausendmal bessere Sache ist als Politik, abgesehen einmal vom Naturgesetz, dass jeder Alltag langweilig ist.

Ich hatte also ziemlich genug. Hinzu kam, dass das Hauptthema, das wir in unserer Kampagnenplanung beredeten, die Frage war, wie wir am besten das „Mitteldrittel“ der Stimmenden „abholen“ könnten. Als ob das irgend jemand von jenen interessiert hätte, die wir brauchten, um die Abstimmungszeitungen zu verteilen, Stände zu organisieren und anständige Wind zu machen, um wieder ins Gerede zu kommen. Im Januar 1992 hechelten die ParlamentarierInnen unsere Initiative im Nationalrat noch einmal durch. Man spürte, dass viele mächtig Schiss vor der Abstimmung hatten. Das Häuflein, das wir waren, hatte sie immerhin gezwungen, bis abends um neun über eine Sache zu debattieren, die sie ins Pfefferland wünschten. Am Schluss kündigte der EMD-Chef an, in Neuchlen werde die Kaserne nicht mehr vor der Abstimmung gebaut. Mit dem vorläufigen Baustopp war unser Glas bis zur Hälfte eingeschenkt. Wir raufte uns noch einmal zusammen. Wir hatten jetzt noch ein halbes Jahr Zeit, um das Glas ganz zu füllen.

März 1992

Erschienen in „Feuer in Neuchlen, Widerstand gegen Waffenplätze in der Schweiz, Rotpunkt-Verlag, Zürich, 1992. – Die Abstimmung über die Volksinitiative „40 Waffenplätze sind genug – Umweltschutz auch beim Militär“ fand schliesslich am 6. Juni 1993 statt und wurde von der Aktionsgruppe zur Rettung von Neuchlen-Anschwilen mit rund 45 Prozent Ja- zu 55 Prozent Nein-Stimmen verloren. Die Waffenplatz-Initiative war mit der GSoA-Initiative gegen die F/A-18-Beschaffung zusammengelegt worden. Die Gegenseite hatte es verstanden, die Vorlagen mit dem ersten Jugoslawienkrieg in Verbindung zu bringen und neue Waffenplätze und

Flugzeuge vor dem Hintergrund der kriegerischen Auseinandersetzungen auf dem Balkan als etwas Notwendiges hinzustellen.